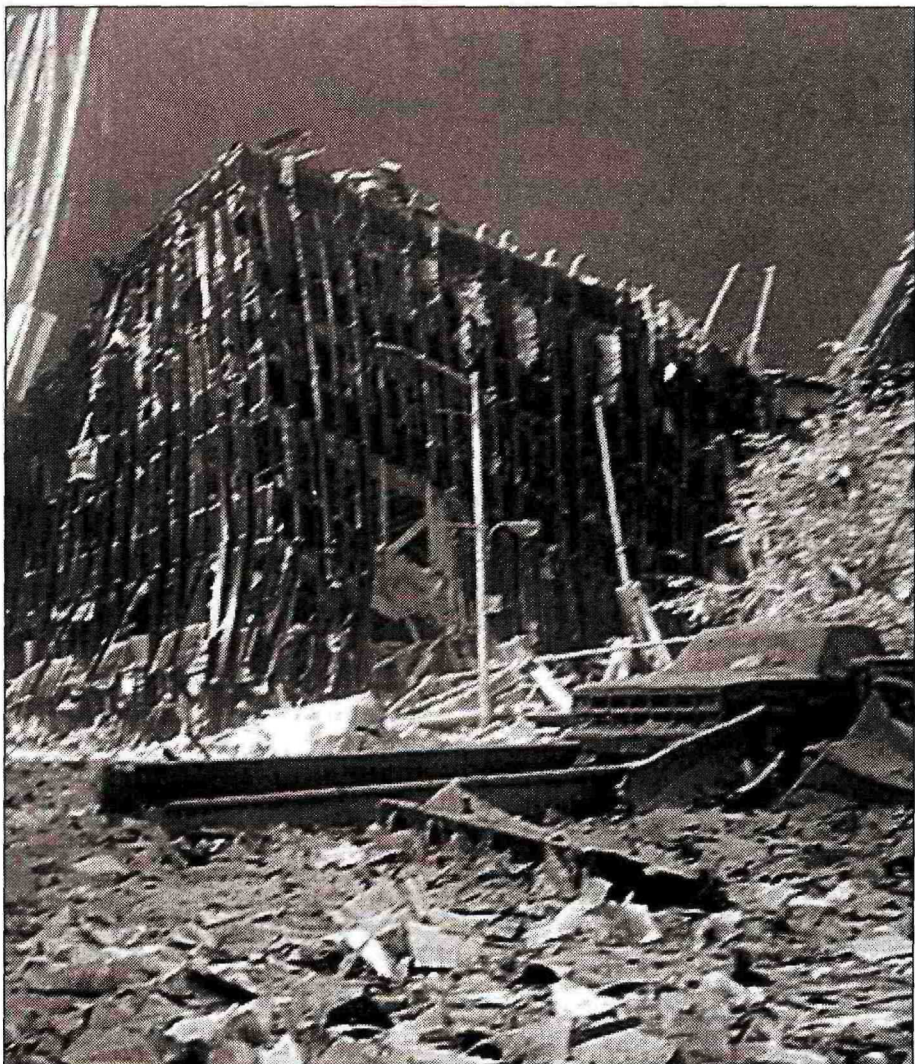




UND ASCHER: In gespenstischer Atmosphäre suchen Helfer nach Überlebenden in den Ruinen des World Trade Center.



Foto: ddp, Reuters

VON MALTE LEHMING, WASHINGTON
Gefühle sind melodisch. Manchmal, wenn der Schock ganz tief sitzt und die Trauer einen zu überwältigen droht, entlädt sich das Ringen um Worte in einem Lied. Es kann leise gesummt werden oder trotzig hinausgeschmettert. Es lässt sich gemeinsam singen oder allein. Es ist erstaunlich, wie viel Mut ein einfaches Lied machen und wie viel Hoffnung es verbreiten kann.

Es ist Dienstag, irgendwann am frühen Abend. Die Lichter in Washington sind bereits angegangen, aber es ist noch hell genug, um einigermaßen weit sehen zu können. Selbst der schwärzeste Tag kennt offenbar die Dämmerung. Auf den Treppen vor dem Ostflügel des Kapitols stehen Dutzende von Kongressabgeordneten, Republikaner und Demokraten, Senatoren und Repräsentanten. Da sind sie wieder. Fast hatte man sie vergessen. Schließlich war auch das Capitol am frühen Morgen evakuiert worden. Mit Hubschraubern waren sie zu geheimen Plätzen geflogen worden. Irgendwie schien tagsüber ohnehin die gesamte Hauptstadt wie lahm gelegt. Der Präsident flog von Florida aus im Zickzack durchs Land, vom Vizepräsidenten war gar nichts zu hören, keiner wusste, wo die First Lady war, und der Außenminister befand sich auf Dienstreise. Der Staat hatte dem Werk der Terroristen nicht einmal seine Präsenz entgegensetzen.

Bis zum Abend. Da erhoben die ersten Volksvertreter endlich ihre Stimme. Sie seien vereint, stünden Seite an Seite, würden demonstrativ am kommenden Tag ihre Arbeit wieder aufnehmen. Hillary Clinton, die Senatorin von New York, hatte nicht als Einzige Tränen in den Augen. „Am allerwichtigsten ist es jetzt, hinter dem Präsidenten und seiner Regierung zu stehen“, sagte sie. „Wir müssen verstehen, dass das, was heute passiert ist, sich jeder politischen oder parteipolitischen Sichtweise entzieht.“

„God Bless America“

Und dann geschah etwas, das in all dem Chaos, der Trauer, dem Entsetzen ein kleines Stück Hoffnung verströmte. Wer von den Abgeordneten, die da auf den Stufen des Kapitols standen, mit dem Singen anfangen, ist unklar. Zunächst waren es nur wenige Stimmen, doch bald machten alle mit. Ein Crescendo, das nicht schön, aber ergreifend war. „God Bless America“ – wann je wurde dieses Lied aus so tiefem Herzen gesungen? Wann je nahmen sich Abgeordnete des amerikanischen Kongresses dabei an die Hand und umarmten sich am Ende?

Besonders in finsternen Zeiten gibt es mitunter Gesten einer großen Menschlichkeit. Überall im Land standen am Dienstag Tausende von Menschen bis zu vier Stunden an, um Blut zu spenden. Besonders groß war die Bereitschaft in Oklahoma City, wo 1995 Timothy McVeigh ein öffentliches Gebäude in die Luft gesprengt hatte, und in New York. „Das ist eine Krise, da muss man doch einfach helfen“, sagt die 19-jährige Jessica McBlath, die sich gemeinsam mit vielen Kommilitonen in die lange Schlange der Spender eingereiht hat. „Etwas anderes können wir leider nicht machen.“

Spontan kommen die Menschen sich näher, rücken zusammen. In New York steht Mark Cinnamon mit einem Radio auf der Straße. Der 54-Jährige ist Arzt und hört, wie der Gouverneur der Stadt, George Pataki, gerade ein Interview gibt. Mehr als ein Dutzend Passanten bleiben stehen, umringen ihn. Jeder will mithören. „Das Radio hat mir jemand geschenkt“, sagt Cinnamon. „Es wird mit einer Batterie betrieben. So ähnlich muss es unseren Eltern gegangen sein, als sie von Pearl Harbor erfuhren.“

Die Trauer ist so öffentlich wie die Anteilnahme. Man sieht fern an diesem Tag, hört Radio, umarmt sich und telefoniert. Ob zu Hause, in Bars, Restaurants oder einfach auf der Straße. In Texas wird eine Hinrichtung verschoben, in Washington strömen am Abend

4000 Menschen in die Kathedrale, um an einer Messe teilzunehmen. Worte hat noch keiner, es wird gesungen oder gebetet. Wenn in Amerika der Strom ausfällt, kommt es gelegentlich zu Plünderungen. Davon ist diesmal nichts zu hören. Im Fernsehen treten zur Hauptsendezeit Geistliche auf, die gefragt werden, wie Eltern das schreckliche Geschehen ihren Kindern erklären sollen. „Das geht nicht ohne die Bibel“, sagt der Pfarrer. „Vielleicht versuchen Sie es mit der Metapher von Licht und Dunkelheit. Zünden Sie dafür eine Kerze an. Die Terroristen leben im Dunkeln, das Licht gibt uns Hoffnung.“ Das klingt banal. Hat jemand eine bessere Idee?

„Zeigen Sie Ihre Trauer!“

Wie soll man etwas erklären, was man selbst nicht versteht? Vor diesem Problem stehen alle Familien und Lehrer im Land. Darf das Kind die Nachrichten sehen? Und was ist besser: alles genau zeigen oder möglichst viel im Unklaren lassen? „Keiner von uns ist auf eine solche Situation vorbereitet“, sagt Mary Reece, die Direktorin einer Grundschule aus Edison, das etwa eine halbe Autostunde von New York entfernt liegt. Gut möglich, dass einer ihrer Schüler an diesem Tag nicht abgeholt wird. Vielleicht bleiben auch mehrere allein zurück. Die Eltern könnten im Verkehr stecken geblieben, sie könnten aber auch tot sein.

„Reden Sie mit den Kindern, beantworten Sie die Fragen, so gut es geht. Werden Sie nicht ungeduldig. Einige Fragen werden öfter gestellt.“ Das empfiehlt Susan Gorin, die Vorsitzende der Vereinigung der amerikanischen Schulpsychologen. Helfen könne es auch, wenn die Kinder ihre Gefühle aufmalen. Daraus könne womöglich sogar ein großes Bild entstehen, das dann im Gang aufgehängt wird. „Auf keinen Fall dürfen wir unsere eigenen Gefühle vor den Kindern verbergen. Wenn Sie traurig sind und weinen müssen, dann gehen Sie dafür nicht auf die Toilette. Kinder spüren genau, wenn etwas nicht stimmt.“



DER SCHOCK SITZT TIEF: Bei einem Gottesdienst an der Liberty University im US-Bundesstaat Virginia sucht eine junge Studentin Trost im Gebet. Foto: AP

An diesem Tag spürt jeder, dass etwas nicht stimmt. Vergleiche werden bemüht und wieder verworfen. Pearl Harbor? Damals gab es 2390 Tote, diesmal werden es voraussichtlich weitaus mehr sein. Damals war klar, wer der Feind ist, diesmal gibt es lediglich vage Indizien. „Ich habe keine Angst vor dem Krieg“, sagt ein Passant, „aber ich habe Angst vor dieser Art von Krieg. Wir kämpfen nicht gegen ein Land, sondern gegen eine schwer zu lokalisierende Organisation. Als wir gegen die Japaner und Deutschen zu den Waffen griffen, haben sich unsere Gegner nicht versteckt, sondern ihr Gesicht gezeigt. Jetzt ist alles so unklar.“

Der Terror ist so anonym wie diffus. Er ist so gespenstisch wie unberechenbar. Diese Mischung erzeugt ein Grundgefühl der Angst. Die Angst wiederum kennt, im Unterschied zur Furcht, kein Gegenüber. Deshalb will sie sich in Furcht verwandeln. Sie sucht ihr Gegenüber. „Wir werden zwischen den Terroristen und ihren Unterstützern nicht unterscheiden“, sagt ein konzentriert wirkender George W. Bush am Dienstagabend in seiner dritten kurzen Rede an die Nation. Wahrscheinlich ahnt er, dass dieser 11. September der entscheidende Tag seiner Präsidentschaft ist.

Die Erwartungen an ihn sind unermesslich hoch. Er muss der Nation wieder Vertrauen geben und ein neues Sicherheitsgefühl, er muss Stärke verkörpern und Inspiration, er muss Wut und Empörung zum Ausdruck bringen, er muss tatkräftig sein, darf aber nicht den Eindruck von Aktionismus oder Hysterie erwecken. Bush ist nicht der erste Präsident, der sich in der Krise zu bewähren hat. Man kann an Pearl Harbor und Theodore Roosevelt erinnern, an Kuba und Kennedy, an Reagan und die Challenger-Katastrophe, an die Geiselskriege in Iran und Jimmy Carter. Zuletzt war 1995 Bill Clinton nach dem Attentat von Oklahoma City gefordert, er bewies Statur und gewann eine schon verloren geglaubte Wahl.

Bis zu seiner abendlichen Rede war Bush am Dienstag fast unsichtbar. Sein Flugzeug flog von Florida aus zunächst nach Louisiana, dann nach Nebraska. Die Informationen über seinen jeweiligen Aufenthaltsort sickerten nur verspätet durch. Sicherheitsgründe. Geheimhaltung. Nach Washington kam der Präsident erst gegen 19 Uhr zurück.

Rachegefühle

Seine engsten Berater sagen, in Krisenzeiten ist Bush immer die ruhigste Person im ganzen Raum, er ist entschlossen und tut nichts Unüberlegtes. Als im vergangenen Dezember das Drama um den Ausgang der Präsidentschaftswahl seinem Höhepunkt zustrebte, saß der Texaner in seiner Ranch in Crawford, wo er nicht einmal CNN empfangen konnte. Was er wissen wollte, wurde ihm telefonisch übermittelt. Im diplomatischen Tauschen über die Besatzung des über China abgestürzten Aufklärungsflugzeuges zeigte er später dieselbe Ruhe und Nervenstärke. Doch der Druck auf ihn, die Urheber der Anschläge zur Rechenschaft zu ziehen, wächst von Stunde zu Stunde. Mit jedem Toten, jedem weinenden Kind, das zur Waise geworden ist, steigt die Wut. „Tu etwas! Bestrafe die Schuldigen! Und lass unsere Antwort angemessen sein!“ In solchen spontanen Ausrufen drückt sich die Stimmung im Lande aus.

Zu den vielen beeindruckenden Gesten der Menschlichkeit gesellen sich daher auch wenige Zeichen von Panik und Rachegefühlen. Am Mittwoch wird von ersten Hamsterkäufen berichtet. An Tankstellen bilden sich lange

Schlangen, weil viele Menschen glauben, der Benzinpreis steige demnächst ins Uferlose. Weil die Bilder wie Krieg aussehen, fühlt es sich an wie Krieg. Moslemische Gemeinden beklagen sich über Drohanrufe und Beschimpfungen. Die Politiker sehen sich genötigt, vor Lynchjustiz und Pauschalurteilen zu warnen. Die Kehrseite des näheren Zusammenrückens ist eben die Xenophobie. Vor dem Eingang des Flughafens von Miami wehen normalerweise 70 Fahnen, die jene Länder repräsentieren, die von Miami aus angefliegen werden. Sie wurden entfernt. Jetzt weht nur noch die Fahne der Vereinigten Staaten – auf Halbmast.

Dieser 11. September hat unser Leben, unser Land, einfach alles verändert: Das sagt jeder in Amerika. Und gleichzeitig sind die Menschen entschlossen, sich ihre Träume, ihre Sehnsüchte und Hoffnungen nicht wegbomben zu lassen. Von keinem Terroristen dieser Welt. In der tiefsten Trauer findet das Land zu seinen Werten zurück. Zu seinen Liedern, seinen Gebeten, seinen Idealen.

Am späten Dienstagabend tritt ein sichtlich erschöpfter Bürgermeister von New York vor die Presse. Zumindest eine gute Nachricht hat er: „Wir haben inzwischen mehr freiwillige Helfer, als wir überhaupt

einsetzen können. Bitte bieten Sie Ihre Hilfe vorerst nicht mehr an.“ Aber dann erzählt Rudy Giuliani mit tonloser Stimme von toten Polizisten und Feuerwehrleuten. Er selbst war zehn Minuten vor dem Einsturz des World Trade Center noch am Tatort. Viele der Toten hat Giuliani persönlich gekannt. An Spekulationen, wie viele Tote es insgesamt gibt, will er sich nicht beteiligen. „Es sind sehr, sehr viele. Mehr, als wir fassen und bewältigen können.“

Wahrscheinlich wird es noch mehrere Tage dauern, bis deren Zahl endgültig feststeht. In Schicksalen ausgedrückt, ergibt das ein Meer von Tränen.



Ab Heute, 12.00 Uhr
Alle Waren
zu halben Preisen!
Nur wenige Tage!

HERRENMARKENKLEIDUNG

Das gibt's nur einmal –
das kommt nie wieder!

Alle Waren zu halben Preisen

Berlin: In Kürze zeichnen wir unsere Waren sowohl in Euro als auch in DM aus. Da dies einen riesigen Arbeits- und Kosten-

aufwand erfordert, verkaufen wir jetzt alle Waren, die im Moment nur in DM ausgezeichnet sind, zu halben Preisen. Kommen Sie gleich,

da die Auswahl zu halben Preisen jetzt am Größten ist. **13.000 Teile Markenherren- und Designerkleidung in allen Größen*.**

13.000 Teile

nur vom Feinsten, Besten und Edelsten!

ANZÜGE • SAKKOS • HOSEN • MÄNTEL • JACKEN • SPORTSWEAR
PULLOVER • LEDER • HEMDEN • KRAWATTEN • GÜRTEL
UNTERWÄSCHE • T-SHIRTS

*Größen: 44-60 • 23-30 • 90-106

Die Presse über uns:

ORB-FERNSEHEN: „Designer-Kleidung Hunderte günstiger“.

BERLINER MORGENPOST: „Designer-Ware zu traumhaften Preisen“.

FOCUS: „Produkte der Luxusschneider günstiger“.

stern: „Exclusive Oberbekleidung billiger“.

tip: „Markenkleidung zu Discount-Preisen“.



Geisbergstr. 28 / Ecke Bamberger • Täglich 12.00 bis 20.00 • Sa 10.00 bis 16.00 Uhr